

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 209.

Samstag, 7. September.

1929.

(Schluß.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Margarete v. Derken-Künkelsd.

„Wie lange schon verweist die Dame in Sandvigen?“

„Jomfru Kraak? Ich denke so an die sechzig Jahre.“

„Nein? Die Witwe Solater?“

„Seit etwa vier Tagen. — Nun aber, mein Herr, habe ich Ihnen etwas mitzuteilen: Entweder Sie geben mir sofort und ausführlich Bescheid, mit welchem Rechte Sie sich hier in meine Privatangelegenheiten mischen, oder Sie fliegen durch das Fenster. — Sie sind nicht der Erste, der diesen Weg einschlägt, nachdem er mir lästig geworden!“

Das Gesicht des andern verzerrte sich zur Unkenntlichkeit.

„Ich kann Sie auf der Stelle verhaften!“

„Ich zweifle nicht daran. Bitte, tun Sie es. Man wird dann genötigt sein, mir den Grund zu dieser Maßregel mitzuteilen. Ich habe es durchaus satt, meine Zeit durch überflüssiges Hin- und Hergerede zu verlieren.“

„Schön“, spielte der Mann im Gehpelz seinen letzten Trumpf aus. „Wenn Sie es noch nicht wissen sollten — das alte Schiffshaus von Frognersnäs ist in der Nacht vom elften auf den zwölften März in Flammen aufgegangen — und es ist erwiesen, daß Sie am Nachmittage des zehnten mit Pferd und Wagen nach jenem Ort sich begeben haben. Seitdem fehlt auch von Frau Solater jede Spur — es ist erwiesen, daß diese Dame seit Wochen in tiefer Zurückgezogenheit dort lebte.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, scheint es Ihnen auch erwiesen, daß ich bei jenem höchst bedauerlichen Brandunglück meine Hand im Spiele gehabt habe?“, sagte Lykke, so nahe an den viel kleineren herantretend, daß er mit seiner Brust fast dessen Stirn berührte.

„Ich fürchte, es wird eine teure Rechnung für Sie, Herr.“

„Oh, bitte, keine Drohungen“, fleuchte der andere, zitternd vor unterdrückter Wut. „Herr Graf sind bekannt für seine extravaganten Passionen und das Vergnügen, das Sie von jeher an tollen Streichen jeder Art bekundeten.“ —

„Und da traut man mir ohne weiteres zu, aus Passion für das Außergewöhnliche ein kleines Feuerwerk in Szene gesetzt zu haben. Ich bewundere in der Tat Ihren Scharfsinn! Aber antworten werde ich Ihnen nicht mehr. — Verstehen Sie mich? Verhaften Sie mich: Das ist Ihr trauriges Recht. Morgen schon wird es mir gelungen sein, Sie und Ihr ganzes System an den Pranger zu stellen — das ist mein Recht.“

„Es tut mir leid“, stieß kreidebleich der Herr im Gehpelz hervor, „mein Auftrag bestand lediglich darin, einen Kavaller von dem Rang des Herrn Grafen in schonender Weise um vertrauliche Auskünfte über das Woher und Wohin seiner letzten Tage zu ersuchen — behufs Feststellung des Alibis, — ein bestimmter Verdacht sollte hierdurch nicht geäußert werden — und wenn diese von der Pflicht gebotene Unterredung diese Wendung genommen, ist es nicht meine Schuld! Wir müssen alle Spuren beachten — ohne Ansehen der Person, — und nach dem Vorgefallenen habe ich den Herrn Grafen nur zu bitten, die nächsten vierundzwanzig

Stunden, von Mitternacht an gerechnet, hier in Ihrem Hotelappartement sich zu unserer Verfügung zu halten.“

„Welche Garantie haben Sie, daß ich nicht durchbrenne?“

„Ihr Wort auf Kavallersehre.“

„Ich wüßte nicht, daß ich es Ihnen gegeben hätte. Auch pflege ich es bei Angelegenheiten der vorliegenden Art nicht in die Wagschale zu werfen.“

„Herr Graf...“

Der Beamte hielt mit zitternden Lippen inne.

Ein großer Lärm im Vestibül, der sich bis in die abgelegensten Flure fortpflanzte, ließ ihm das Wort auf der Zunge ersterben. Und doch waren es nur drei Personen, die durch Laufen, Springen und aufgeregtes Geschrei den Spektakel hervorriefen: Der Wirt, die Wirtin und Oberkellner Krull.

Die Tür flog auf.

Der Vektgenannte erschien auf der Schwelle wie ein Scheintoter, der zum Entsetzen der Trauernden aus seinem Sarge sich erhebt.

„Sie haben ihn — sie haben ihn — vor einer knappen Viertelstunde hat er sich selbst gestellt...“

Der Kommissar wechselte die Farbe.

„Wen denn — was soll das heißen...“

„Stenersen“, sagte Krull und rang gewaltsam nach Fassung. „Telephonische Benachrichtigung ist gekommen...“

Lykke lehnte mit verschränkten Armen am Kamin und niemand konnte in seinen Zügen lesen.

Der Kommissar rannte ans Telephon.

Krull schluchzte.

„Ich hoffte immer, es werde ein besseres Ende mit ihm nehmen — wir waren Schulkameraden, Herr Graf, und schon als Bub half ich ihm aus mancher Klemme — aber er hatte den Hang zu einem ungeordneten und abenteuerlichen Leben in sich — nun hat es ihn am Kragen. Nun ist es völlig vorbei mit ihm.“

Der Herr, der den Grafen Lykke ins Verhör genommen hatte, kam wieder und erstattete in starrer Haltung eine Meldung.

„Der Verbrecher, der das alte Schiffshaus in Frognersnäs angezündet hat, ist ermittelt. Es ist ein berüchtigter Schmuggler und Küstendieb namens Stenersen. Da der Wahnsinn bei ihm ausgebrochen ist, wurde er dem Irrenhause, Abteilung für Strafgefängene, zugeführt. — Die Angelegenheit ist erledigt!“

„Wirklich?“ Lykke bot dem Herrn, der energisch seinen Pelz zuknöpfte, eine Zigarette an. Dieser dankte. Aber er wandte sich im Konversationston noch einmal an die Anwesenden.

Seiner eigenen, unklaren Aussage nach ist der Mensch, als das teergetränkte Gebälk sehr rasch in Flammen ausging, selbst in das brennende Haus gesprungen, um — er sagte einen Teppich — herauszuholen. Er ist ganz und gar verrückt. Man wird ihn nicht zur Rechenschaft ziehen können. Brandwunden an den Händen bestätigen seine Aussagen. Ich habe die Ehre, meine Herren — und den Herrn Grafen bitte ich höflich um Entschuldigung. War aber völlig in meinem Rechte. Gute Nacht!“

Lykke ging hin und legte Oberkellner Krull seine

Hand auf die Schulter. Der starrte verstört vor sich nieder.

„Wir waren Schulkameraden . . .“

Am nächsten Morgen erschien Kammerherr Roustad ziemlich spät zum Frühstück. Von den Ereignissen des vorhergehenden Abends war nichts zu seiner Kenntnis gelangt, da er im Klub Whist gespielt hatte.

Als er seine Serviette auseinandernahm, wurde hinter einer Zeitung ein Kopf sichtbar, dessen Anblick ihn eine Weile der Sprache beraubte.

Guten Morgen, bester Kammerherr“, begrüßte Lykke ihn leichtthin, „auch Sie vermochten sich noch nicht von unserem lieben Christiana zu trennen, wie ich sehe.“

Roustad überwand rasch den Schrecken mit weltmännischer Geistesgegenwart.

Da saß nun also der Mann, den er gesucht hatte, um ihm mit seinem Handschuh die Wange zu Lieblosen, in äußerster greifbarer Nähe ihm gegenüber. Und der Höflichkeit in ihm gab gewohnheitsmäßig verbindliche Antwort. „Der Hof dehnt seinen Aufenthalt hier in diesem Jahre etwas länger aus.“

Lykke faltete die Zeitung zusammen.

„In der Tat? Ich fühle mich hier auch immer ungeheuer wohl. Auch gedenke ich mich künftig ganz in meinem alten Herrenhose am Drammensveien niederzulassen. Den Frühling werde ich aber mit meiner Frau in südlichen Gestaden verleben — um ihr die Heimat ihrer mütterlichen Vorfahren zu zeigen.“

Der Kammerherr führte seine Tasse an die Lippen. Sie klirrte leicht, als er sie wieder niederlegte. Dann lächelte er höflich und fragend.

„Ah, ich vergaß — die Anzeigen sind noch nicht gedruckt — ja, ich habe mich mit Frau Nase Solaker verlobt.“

„Meinen verbindlichsten Glückwunsch“, sagte Kammerherr Roustad mit beherrschter Miene.

Sein Frühstück war beendet.

Lykke sah ihm fast mitleidig und mit großer Achtung nach. Mit diesem Frühstück war auch der Traum des alternden Hofmannes vorbei.

Als die Hofdame diese Wendung der Dinge aus Roustads eigenem Munde vernahm, äußerte sie sich enttäuscht, beinahe verächtlich.

„So sieht man heutzutage Duellen um eine Frau aus! Am Frühstückstisch! Zwischen Kaffeetasse und Morgenzeitung!“

„Dieser Lykke war seine Lebtag ein leichter Vogel“, sagte Roustad mit leichtem Reiz. „Aber das Glück war ihm auf unerhörte Weise hold.“

„Ja, so sehr, daß es ihm gelungen ist, als Vogel Phönix aus der Asche von Frognersnäs zu steigen. — Was haben Sie vor, Kammerherr?“

„Ich? Den Hofdienst zu quittieren, teuerste Ninon. Die Sache macht mir keinen Spaß mehr.“

„Ninon, Ninon — qu'as — tu fait de ta vie!“, perfischerte Frau Thyra Brahe mit gutmütigem Spott. „Kommen Sie, Kammerherr — lassen Sie uns auf den Trümmern unserer Hoffnungen ein Glas Grog trinken — nein, keinen Tee — und an die schöne Zeit denken, wo ich so ungeheuer für Sie schwärmte. — Das haben Sie nicht gemerkt . . .?“

„Nein“, gestand der Kammerherr, wie aus den Wolken fallend, „nie.“

Die Hofdame schmunzelte und gedachte des schützenden Anfangs und raschen Endes ihres kleinen Romans, den die Jahre höflichen Lebens so gänzlich aus dem Gedächtnis des einst vielvergötterten Eroberers gestilgt hatten.

„Er war groß nur im Vergessen“, dachte sie, die Gläser füllend. „Er wird auch dies überwinden.“

Am St. Hanstag hielt Lykke mit Nase Hochzeit.

Gegen Abend fuhren sie auf einem kleinen Boot über das blaue, sommerliche Wasser die zerklüfteten Ufer entlang, die von Gesang und Lachen widerhallten.

Und Lykke zeigte seinem bräutlichen Weib von ferne die Brandstätte von Frognersnäs, die frische Narbe im ringsumher grünen Land. Aber der Felsen war geblieben, der mit seiner kantigen Stirn den Himmel

einstoßen wollte; und wo der Landungssteg seine schlanken Pfähle in der Bucht gespiegelt hatte, schaukelte ein Trümmerneft.

„Nun heißt es frisch aufgebaut“, sagte Lykke fröhlich, „das sind wir Jens Kraak schuldig.“

Nase konnte sich eines leisen Schauers nicht erwehren, und ihr war, als sähe sie den Teppich des Voghi zu ihren Füßen hingebreitet, sein tiefes Azurblau mit den goldenen Zeichen aus der Tiefe emporleuchtend.

Lykke fühlte wie durch eine rätselhafte Gedankenübertragung, was in ihr vorging.

Die Johannisnacht, die Brautnacht der Erde, die einzige, da geheimnisvolle Naturkräfte sich lösen und wirksam werden in den Seelen.

Lykke und Nase konnten keine andere wählen für ihre Vereinigung.

— In der Mitternachtsstunde des vierundzwanzigsten Juni war laut telegraphischer Meldung des Seeamtes der Ostindienfahrer „Peer Gynth“ auf hoher See ein Raub der Flammen geworden. Passagiere und Mannschaften gerettet, bis auf den Kapitän, der mit seinem Schiff zugrunde ging. Verloren die ganze wertvolle Fracht.

„Und mit ihm der Teppich des Voghi“, sagte Lykke düster.

Doch Nases Augen leuchteten in dunklem Glanze: „Es ist gut, daß die Welt von ihm befreit ist! Ewig unerklärt wird das Walten der leblosen Dinge über den Geschicken bleiben . . .“, dem einen Katastrophe, dem andern Glück . . .“

„An uns wurde jedenfalls das Glückszeichen wahr“, sprach Lykke voller Überzeugung. Und in Gedanken durchlebte er noch einmal lächelnd alle Abenteuer von Frognersnäs.

— Ende! —

Redipuglia.

Von Chr. Fudel.

Wenn man von Triest nach Udine fährt, kommt man an einem kleinen Karstbörchen vorbei, das den klangvollen Namen Redipuglia trägt. Wer hat jemals etwas von diesem Fleckchen gewußt? Und doch ist es heute eine der aktuellsten Lebenswundlichkeiten Italiens geworden. Jeder Zug, der bei Tag und bei Nacht an dem Bahnhöfchen vorbeifährt, unterbricht eine Minute seine Fahrt aus Ehrfurcht und zum Gruß für die 30 000 italienischen Gefallenen, die dort auf dem Militärfriedhof beigesetzt sind.

Der heutige Italiener nennt diese Stätte des Friedens „Il Santuario della Patria“, „Das Heiligtum der Heimat“. Wer einmal diesen Friedhof gesehen hat, wird den Eindruck nicht so leicht wieder vergessen. Ich habe von jeher immer eine große Vorliebe für Friedhöfe gehabt, aber was ich hier sah, packte mich mit einer erschütternden Gewalt. Nicht wegen der künstlerischen Vollendung, nicht wegen seiner Schönheit, sondern wegen seinem Realismus, weil man hier fühlt, daß diese Menschen, die hier begraben liegen, auch wirklich geatmet, gelebt und gekämpft haben und doch unterliegen mußten. Weil man sich noch einmal in das Grauen des Krieges versett fühlt, weil man meint, die Kanonen noch brüllen zu hören, die hier überall so still und so stumm aufgestellt sind — weil diese Stätte des Friedens noch die Furchtbareit kürzlich vergangener Tage atmet.

D'Annunzio hat in einigen Versen den Gedanken zu dieser Riesearbeit ausgesprochen, und der italienische Oberst Vincenzo Paladini hat ihn in vierjähriger harter Arbeit in die Tat umgesetzt. Es war sicher keine Kleinigkeit, in diese Steinwüste System hineinzubringen. 24 000 Sprengungen waren nötig, um für die Toten, deren Überreste von allen Teilen des Karstes herbeigetragen wurden, natürliche Steinfänge zu schaffen.

Dieser Berg, Colle di S. Elia genannt, war mit seinem Nachbar, dem Monte Sei Busi, der Schauplatz der furchtlichsten Kämpfe während der Cadornaschlachten am unteren Sonzo. Noch sind unter dem jetzigen Friedhof die Grabgräben zu sehen, die den Österreichern einen fahlen, kalten Schutz boten.

Auf dem Gipfel des Berges ist die kleine Rotkapelle gebaut und auf dem freien Platz davor liegen drei Generale begraben. Der Friedhof selbst besteht aus sieben Abteilungen, welche durch sieben von oben nach unten strahlenförmig

laufende Wege getrennt sind. Die Gräber sind in rund um den Berg terrassenförmig laufenden Reihen angebracht, in deren obersten die Offiziere liegen, und in den übrigen die Mannschaften. Ungefähr 6000 Gräber tragen ihre Namen, alle anderen sind unbekannt! Namenlos! Kein Baum, keine Blumen, keine Kränze blühen auf diesen Gräbern, kein Grün und kein Schatten! Eine Steinwüste, auf der verdorrte Grasbüschel und blass, gelbe Halme das Bild zeigen, das der sterbende Soldat noch im Todestampf vor Augen hatte. Und doch lebt jedes Grab, wenn man so sagen kann, denn jedes Grab ist auf das eigenartigste geschmückt und jedes Grab trägt einen Vers, einen Spruch, einen Gedanken: Stimmen der Toten und Nachruf der Lebenden. Manchmal sind es einfache, einfältige Worte, wie jeder sie sagen konnte, manchmal aber schöne Verse voll Tiefe und Gemüt. Hauptsächlich haben mich die Worte auf den Gräbern der unbekannten Soldaten ergriffen.

Auf dem Grab eines Kanoniers steht das Rad seiner Kanone mit zerbrochenen Speichen, auf dem Rad sind die Worte eingraviert: „Die Mutter sagte „Geh“ und ich erwarte sie hier!“ Lauter Kriegswaffen und Kriegsgegenstände und oft Sachen, die das persönliche Eigentum des Toten waren, bilden hier einen eigenartigen Gräberschmuck. So steht auf einem Grab eine vollständige Schreibmaschine mit Deckel und Tischchen. Einige Tafeln fehlen, die übrigen sind verrostet. Über zwei Nebengräber spannt eine Feldantenne ihre für immer verstummten Drähte, und ein Megaphon hat einmal wessen Stimme vergrößert? Ein Reflektor streckt sein Licht- und scheibenloses Skelett in den heißen Augusttag. Ein Morseapparat mit der letzten Meldung vom 24. Mai 1917 ist auf einem Grab aufgestellt, daneben ein Feldtelefon. Über das Grab eines Fliegers ragt der zerbrochene Propeller in die Luft und nicht weit davon liegt ein Alpinist, dessen Stier kreuzweise über seinem Grab stehen.

Besonders ergriffen hat mich der Teil eines Wellblechunterstandes, in dem zwei Feldbetten aufgestellt sind. Auf dem einen dieser Betten liegen die ausgetretenen schweren Soldatenstiefel des einen, und auf dem anderen Bett ein noch gefüllter Rucksack. Im Hintergrund zwischen den zwei Betten ist ein primitives Tischchen, wie die Soldaten sie wohl selbst machten, um ihre Sachen darauf zu legen. Auf diesem Tischchen steht ein Kreuzifix, eine leere Tintenflasche, ein zerbrochenes Wasserglas und — das Bild einer alten Frau. Schon sehr bläulich und vergilbt! Ist es sehr schwer, sich das Wesen und Denken dieser zwei Soldaten auszumalen?

Eine vollständige Feldblücke steht auf dem Grab eines Feldzugs, und nicht weit davon liegt ein Grab, dessen einziger Schmuck — eine Pfeife bildet: „Du treue Freundin im fahlen Unterstand.“ Sagen diese paar Worte nicht unendlich viel? Ein zerlöcherter Trinkgefäß, ein zerbrochenes Eigeloch, ein zerrissener Rucksack erzählen dem, der sie versteht, eine lange Geschichte von Not und Kampf und Elend und — Tod! Wie viel Gräber tragen Granatstücke, Ausbläser, ganze Büschel von „Spanischen Reitern“, dieser fürchterlichsten aller Kriegswaffen! Bajonette strecken ihre scharfen Spitzen gegen den Himmel, Gewehre sind in dem Gestein eingemauert und fast jedes Grab trägt den Stahlhelm des Toten. Und Stacheldraht — viel Stacheldraht zieht sich von einem Grab zum andern oder liegt in unzähligen Ringen aufgerollt auf einzelnen Grabstätten: „Nicht Rost wird diese Drähte färben, von unserem Blute sind sie schon gefärbt!“

Eine einzige Frau liegt hier begraben, eine zwanzigjährige Rote-Kreuz-Schwester. Maraherita Parodi. Über diesem Grab ragt eines der wenigen Kreuze, die man hier sieht, die Schwesternhaube und der Mantel sind galvanisiert, über das mit Lilien geschmückte Kreuz drapiert. Und dieser ganze Gräberschmuck ist mit einer Farbe übermalt, die „ein Gemisch von Blut und Rost ergibt!“, wie es irgendwo dort geschrieben steht.

Zur Kapelle zurückkehrend, wollten wir uns das Innere ansehen. Es ist sehr schön! Die Wände sind mit vier Fresken von G. Giotto bemalt, die in ausdrucksvollen Bildern die kurze Tragödie des Soldaten schildern: „Der Abschied“, „Der Schwur“, „Der Kampf“ und „Der Tod“. Jeder zur heiligen Handlung nötige Gegenstand ist eine ehemalige Kriegswaffe, besonders schön sind die Leuchter: mit Eisenrosenranken geschmückte Schwerter, die den Griff nach unten und die Spitze nach oben, in einer Spirale die Kerzen tragen, die Tag und Nacht brennen.

Am Turm der Kapelle ist ein riesenartiges rotes Glas-Kreuz angebracht, das, nachts erleuchtet, den Gestirbenen Wache hält und den Lebenden die Stätte kündigt, in der unzählige Gatten, unzählige Söhne, unzählige Väter von schweren Kämpfen ausruhen. Laufende Strömen aus allen Ländern, um dieses großartige Denkmal zu bewundern und zu bestaunen und wenige verlassen diesen Ort ungerührt, in dem das Armen und Weiden des Krieges noch so deutlich zu spüren ist.

Et Lux perpetua luceat eis!

Welt u. Wissen

Der Ursprung der Spiegel. Wenn wir heute mehrere Male uns im Spiegel sehen, denken wir noch kaum an eine Zeit, wo es diese noch nicht gab. Der Ursprung der Spiegel verliert sich in das Dunkel der Geschichte. Vielleicht wurde die glatte Oberfläche eines Baches, welcher das Bild der am Ufer stehenden Bäume zurückwarf, von den Menschen zuerst als Spiegel benutzt. Später, als man beim Fortschreiten der Kultur die Bearbeitung der Erze lernte, wird man auch künstliche Spiegel angefertigt und zu denselben jeden Körper benutzt haben, der eine gute Politur annimmt. Wann dies zuerst geschehen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß die ältesten Spiegel, deren die Geschichte erwähnt, von Metall waren. Schon im Alten Testament wird erzählt, daß Moses den Frauen, welche vor der Stiftshütte versammelt waren, die Spiegel wegnehmen ließ, um dieselben einzuschmelzen und zu einem Waschbecken für die Priester neu zu gießen. Im römischen Altertum wurden die Spiegel meist aus einer Legierung von Kupfer und Zinn hergestellt; doch litten sie an dem Fehler, daß die glänzende Fläche leicht erblinnet. Diesem Abfallstand waren die silbernen Spiegel weniger ausgesetzt, welche daher auch die legierten bald wieder verdrängten. Als der Luxus im alten Rom seine Höhe erreicht hatte, durfte ein reiner, silberner, mit Edelsteinen ausgelegter Spiegel auf dem Toiletentisch keiner vornehmen Dame fehlen. Plinius, Seneca und andere römische Schriftsteller, welche in ihren Werken gegen die Pracht und Verschwendung ihrer Zeitgenossen eifern, behaupten, daß damals sogar jedes Dienstmädchen einen silbernen Spiegel haben wollte. Indessen darf man dabei nicht vergessen, daß die weniger guten silbernen Platten wohl sehr dünn und außerdem mit Kupfer u. a. legiert waren. Außerdem kannten die Alten auch steinerne Spiegel, die in Form von großen polierten Flächen in die Wände der Brunnengemächer eingefügt waren. Zu einer eigentlichen praktischen Anwendung scheinen sie jedoch nicht bestimmt gewesen zu sein, man schätzte sie wohl nur wegen ihres Glanzes. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die heute gebräuchlichen alafernen Spiegel Nachahmungen des obsidianischen Steins und aus einem schwarz gefärbten Glase mit schwarzer Unterlage. Viel später erst kam man auf den Gedanken, die noch glühende Glasmasse inwendig mit Blei oder einer metallischen Mischung zu überziehen, und noch später wurden, wahrscheinlich zuerst in Murano in Italien, die Glaspiegel mit Zinnfolie belegt. Die ersten verbürgten Nachrichten über den Gebrauch der Glaspiegel stammen aus dem 13. Jahrhundert, und zwar aus den Werken zeitgenössischer Dichter. So schrieb Johannes Peckham oder Beccan, ein englischer Franziskanermönch, der zu Oxford, Paris und Rom lehrte und 1292 starb, um das Jahr 1279 ein Buch über Optik, in welchem er außer den Spiegeln aus Eisen, Stahl und Marmor auch häufig die alafernen Spiegel erwähnt. Er bemerkt dabei, daß sie auf der Rückseite mit Blei überzogen würden und ihre reflektierende Eigenschaft einbüßten, wenn man die Folie wieder wegzog. Übrigens muß die neue Erfindung sich nur langsam Bahn gebrochen haben, denn noch während des 14. Jahrhunderts waren die alafernen Spiegel in Frankreich sehr selten und die metallenen noch so allgemein im Gebrauch, daß selbst die Königin Anna von Bretagne, die Gemahlin Ludwigs XII., nur einen Spiegel von Metall besaß.

Die süße Kleine.

An jedem Fenster bleibt die Kleine stehen,
Sie scheint recht neugierig zu sein,
Und alles, alles will sie sehen,
Maas Damen- oder Herrenwäsche sein.

Ein reizendes Figürchen hat die Kleine,
So richtig jugendlich und fein,
Und ganz entzückend grade Beine,
Sie wird so neugierig, achtehn Jahr alt sein.

Der große Hut beschattet ihr Gesichtchen,
Und er erschaut nur ihr Profil,
— O warte nur, du süßes, kleines Wichtchen,
Ich sehe deiner Neugier schnell ein Ziel.

Das nächste Fenster laßt in bunten Sachen,
Krawatten, Kragen, Socken für den Mann. —
Da klopft zusammen er die Socken
Und spricht sie unternehmend an.

Sie suchen wohl Geschenke, schöne Kleine,
Entzückend dieses Muster da in Blau —
Sie hebt den Kopf — beim hellen Lächeln
Schaut er ins Antlitz seiner ersten Frau!

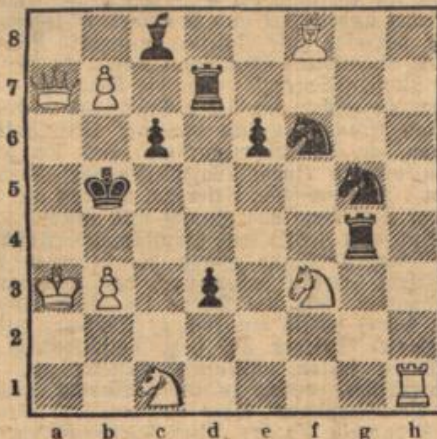


Schach



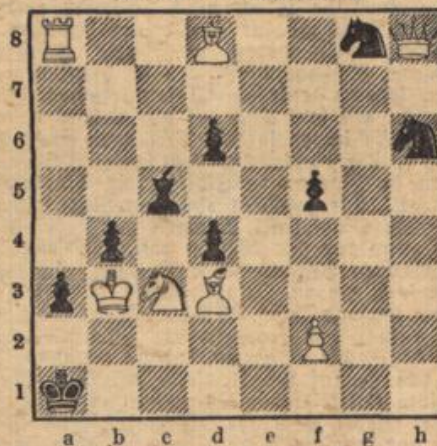
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 71. R. Borkowski.



Weiß: Ka3, Da7, Th1, Lf8, Sc1, f3, Bb3, b7.
Schwarz: Kb5, Td7, g4, Sf6, g5, Lc8, Bc6, d3, e6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 72. W. Maßmann.



Weiß: Kb3, Dh8, Ld3, d8, Sc3, Ta8, Bf2.
Schwarz: Ka1, Lc5, Sg8, h6, Ba3, b4, d4, d6, f5.
Matt in 3 Zügen.

Die Wertschachmeisterin Vera Menchik. Es ist nicht das letzte bemerkenswerte Moment des Karlsbader Großmeister-Turniers, daß erstmalig eine Frau in ernsthaftem Kampf mit den Meistern des anderen Geschlechtes tritt. Fräulein Menchik, eine in England lebende Russin, ist es, die sich entschlossen hat, sich nach Karlsbad zu begeben. Man muß diesen Mut um so mehr bewundern, als sie sich darüber klar sein mußte, daß sie damit auf eine exponierte Stelle trat, wo das Licht der Kritik besonders hell auf sie fallen würde. Die Schachmeisterin ist in diesem Turnier vom Glück nicht verwöhnt worden. Sie hat stets an letzter Stelle gestanden. Aber nichts wäre verfehlter, als aus dieser nackten Tatsache ein abfälliges Urteil zu fällen. Die Partien, die sie gespielt hat, beweisen in jedem Zuge ihre außerordentliche Anlage. Von fast keinem ihrer Gegner ist sie überspielt worden, in jedem Spiel hat sie langen Widerstand geleistet und bewiesen, daß sie ein ebenso strategisches Verständnis, wie taktisches Geschick besitzt. Und kein schwereres Argument kann in die Debatte über sie geworfen werden, als das Urteil des Weltmeisters Aljechin, der ihr eine erfolgreiche Zukunft voraussagt. Vielleicht war es ein altes kühnes Wagnis, sich gleich in diese ungewöhnlich schwere Prüfung zu begeben. Es wäre klüger

gewesen, wenn sie sich in steter Steigerung durch immer gewichtigere Turniere emporgespielt hätte. Dann hätte sie diejenigen Erfahrungen gesammelt, ohne die nun einmal ein Erfolg im Schachturnier nicht möglich ist. Hier entscheidet ja letzten Endes nicht allein die rein schachliche Fähigkeit, sondern weit mehr noch kämpferische Eigenschaften, also in starkem Maße psychologische Momente. Um in dieser Hinsicht zu bestehen, dazu gehört das absolute Vertrauen mit der Atmosphäre, die in einem großen Turnier wirkt. Und es setzt weiter voraus, daß man über ein gerütteltes Maß von Technik gebietet, also das selbstverständliche ins Unterbewußtsein getauchte Wissen um die Notwendigkeiten in dieser oder jener Stellung. Wie dem auch sei, sie wird in Karlsbad das gewonnen haben, was ihr bisher gefehlt haben mag. Sie hat dort allen durch die hingebungsvolle Pflichttreue, mit der sie an ihre Partien trotz der Fehlschläge herantrat, die höchste Achtung und durch den feinen Anstand, mit dem sie Verluste hinnahm, volle Bewunderung abgenötigt. Die Zukunft liegt noch im Schimmer der Hoffnung vor ihr, die Erfolge werden schließlich, wenn auch erst nach mühevoller Anstrengung, nicht ausbleiben — zu ihrem und ihres Geschlechtes höherem Ruhme. A. Brinckmann.

Partie Nr. 32. Gespielt im Meisterturnier zu Karlsbad, 16. August 1929.

Weiß: Spielmann; Schwarz: Grünfeld.

1. d4—d5, 2. c4—e6, 3. Sc6—dxc4. Ob die nachträgliche Annahme des Damengambits dem Schwarzen den Ausgleich gewährt, ist fraglich. 4. e4—c5, 5. Sf3—cxd4, 6. Sxd4—a6, 7. Lxc4—Ld7, 8. 0-0—Sc6, 9. Lf3. Der Rückzug des Springers macht die Entwicklung des Springers g8—f6 untunlich. 9. ... Dc7, 10. De2—Ld6, 11. Td1—Sge7, 12. Le3—Se5, 13. Sxc5—Lxc5, 14. g3—Lxc3, 15. bxc3—Sg6, 16. Lb3—0-0, 17. Ld4—b5. Schwarz hätte den Läufer von der Linie d4—g7 drängen sollen. 18. De3—Lc6, 19. h4!—Db7. In Verkennung seiner Lage greift Schwarz einen harmlosen Bauern an. 20. h5—Se7, 21. Lxg7!—Kxg7, 22. Dg5+—Sg6, 23. h6+. Schwarz gibt auf.

Lösungen. Nr. 57: 1. Ld3—Kxd3, 2. Sc1+, 1. ... exd3, 2. Sg1; 1. ... Kd2, 2. Sc4+. Nr. 58: 1. Td8. Nr. 59: 1. Th4. Nr. 60: 1. Kf7. — Angegeben von F. Bott, Wilh. Nolte, Paul Buerke, Karl Kahl und Ludw. Nickel.



Rätsel



Betrachtung

Sehr viele Eins-zwei gibt es, um
Recht viele Eins-zwei zu erwerben,
Und durch ein Drei versucht's darum
Der eine, jener hofft zu erben;
Der sucht's durch Arbeit zu erstreben
Und der als Dieb und als Erpresser,
Nur eins-zwei-drei will keiner leben,
Ein jeder wünscht, sein Drei wär' besser.

Aktuell.

Beim r da muß man wagen,
Der Anfang ist nie leicht;
Muß manchen t ertragen,
Eh' man den Sieg erreicht.

Erfolg.

Du sollst stets in deinem Leben
Eins-zwei-drei dein Eins erstreben;
Sei zwei-drei stets deiner Gaben,
Dann wirst du auch Erfolge haben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 203.

Magisches Quadrat: Pilz, Idee, Leib, Zebu. — Günstige Mischung: Kap + Italien = Kapitalien. — Scherzrätsel: Onyx (O, nix).

Richtige Lösungen sandten ein: F. Barnickel, G. Fries, Martel König, Mühlfeld, Hugo von Ringstätten u. Frau Bertalda, sämtlich aus Wiesbaden; Anna Haust aus Rembach; Hugo Fröckel aus Hahn 1. T.; Lisel Erhardt aus Mainz; Herbert Kölb z. ZL. Marienberg (Westerw.).